material über den Hitzschlag beim Militär vor und aus demselben geht hervor, daß der Mensch sich unter gleich bleibenden Bedingungen im Laufe der Zeit an das Ertragen höherer Hitzgrade gewöhnen kann. So kommt es auch, daß wir bei den Arbeitern, deren Berufe sich im Freien abwickeln, viel seltener Sonnenstiche finden als bei den verweichlichten Städtern und Hausarbeitern.

Der Hitzschlag entsteht nur dadurch, daß die Ausstrahlung der menschlichen Körperwärme durch die hohe Temperatur der umgebenden Luft beschränkt ist, während die angestrengte Muskelarbeit noch die Wärmeerzeugung des Körpers steigert und mangelhafter Schweiß keine genügende Ableitung der Eigenwärme vermittelt, so daß der Organismus überhitzt wird, manchmal so sehr, daß das Leben nicht mehr bestehen kann. Man fand bei Sektionen der am Hitzschlag Gestorbenen die Venen der Gehirnhäute mit Blut überfüllt. Wenn eben möglich, verhalte man sich bei tropischer Hitze ruhig, vermeide jede Muskelanstrengung, genieße nur leichte Kost und trinke viel kaltes, frisches Wasser.

Gesundheitspflege.

* **Elektrische Warzenbeseitigung.** Das neue Verfahren, gewisse Stoffe zu Heilzwecken durch den elektrischen Strom in den menschlichen Körper hineinzuschaffen, hat seit einer ganze Reihe merkwürdiger Erfolge errungen. Nicht nur zur Beseitigung von körperlichen Leiden, sondern auch zur Beseitigung von Schönheitsfehlern scheint diese Jontophorese oder Jontotherapie oder wie man sie sonst genannt hat, erstaunliche Dienste zu leisten. Dr. Marquès hat im Archiv für medizinische Elektrizität einen Fall beschrieben, worin er auf diesem Wege unter Verwendung von Magnesium eine warzenreiche Hand in einen fast tadellosen Zustand umgezaubert hat. Beide Hände des Patienten zeigten auf der Rückenseite eine so große Zahl von Warzen verschiedener Größe, daß sie dadurch völlig verunstaltet erschienen. Um nun zu erproben, ob das neue Verfahren ebenso gut oder besser wirkt, als die Mittel, die bisher zur Verwendung gelangten, wurde zum Vergleich nur die eine Hand in elektrische Behandlung genommen, die andere in chirurgische, indem bei dieser die Warzen mit einem besonderen Instrument ausgeschnitten wurden. Die rechte Hand wurde in eine mit einer Lösung von schwefelsaurem Magnesium getränkte Baumwolle gewickelt, auf diese eine positive Elektrode aus Zink befestigt und auf dem Handrücken eine negative Elektrode von großer Oberfläche gebracht. Unter Verwendung eines Stromes von sehr geringer Spannung wurden etwa fünf Wochen lang je drei Sitzungen von 20 Minuten Dauer veranstaltet. Nach dieser Zeit waren auf der rechten Hand die Warzen vollständig verschwunden, indem sie sich allmählich von selbst abgelöst hatten. Ihre Stelle war kaum noch zu erkennen. Auf der linken Hand dagegen waren größere und auffälligere Narben geblieben. In ästhetischer Hinsicht hatte also das freilich etwas langwierigere elektrische Verfahren erfolgreicher gewirkt.

* **Ein neues Mittel gegen Furunkulose.** Unser medizinischer Mitarbeiter schreibt uns: Wenn Furunkeln auch verhältnismäßig selten gefahrdrohende Erscheinungen zeitigen, so sind sie doch ein recht quälendes Uebel, das wegen seiner Hartnäckigkeit und seiner Neigung zu Rückfällen den Leidenden das Leben vergällen kann. Vielerlei Versuche sind im Laufe der Jahre von den Aerzten unternommen worden, eine Behandlungsweise ausfindig zu machen, welche die Erkrankung ein für alle Mal beseitigt. Aber weder die konservative Therapie noch der chirurgische Eingriff mit Messer und Paquelinbrenner gaben in allen Fällen befriedigende Dauererfolge. Nun hat sich die Serumwissenschaft des Problems bemächtigt, und einer ihrer hervorragendsten Vertreter, Professor August v. Wassermann in Berlin, hat einen organischen Extrakt hergestellt, der imstande sein soll, die eitererregenden Pilze der Furunkeln, die Staphylokokken, zu vernichten. Das neue Präparat, Histopin genannt, ist ein Auszug der Stoffwechselprodukte der Staphylokocken, der durch Zentrifugieren gewonnen und durch Zusatz von Gelatine haltbarer gemacht wird. Die Zusammensetzung ist also ähnlich dem Kochschen Tuberkulin. — Wenn nun das Histopin in das furunkulös erkrankte Gewebe eingespritzt wird, so verleihen die Stoffwechselprodukte ihm einen lokalen Schutz vor den Staphylokocken, töten die vorhandenen ab und verhindern das Wachstum weiterer Kulturen. Damit wäre also auch dem Wiederauftreten der Furunkeln vorgebeugt. — Die großen Hoffnungen, die man auf das Histopin gesetzt hat, scheinen sich zum einen großen Teil zu erfüllen. Wie aus den ersten klinischen Nachprüfungen hervorgeht, über die in der „Medizinischen Klinik" berichtet wird, hat es sich in einer Zahl von Fällen, in denen die Furunkeln nicht zu weit in die Tiefe reichten, gut bewährt. Jahrelange Erkrankungen konnten schnell und dauernd geheilt werden. Auch die berüchtigten Abszesse der Säuglinge, — ein Kreuz für Mütter und Aerzte — verschwanden, bisweilen schon nach einer zweitägigen Histopinbehandlung. — Es wäre wirklich mit Freude zu begrüßen, wenn sich derartige Erfolge auch anderweitig erzielen ließen. Jedenfalls aber scheint das Histopin eine wertvolle Waffe in dem Arsenal gegen die Staphylokokkenkrankheiten darzustellen.

Luftige Ecke.

* Gründlicher Unterricht. Joh. Joachim Quantz, der Friedrich dem Großen Unterricht auf der Flöte erteilte und ihn für dieses Instrument künstlerisch ausbildete, stellte einst dem König einen seiner Schüler vor, der die Flöte meisterhaft blies. Der König, der sehr empfindlich war, wenn jemand besser als er die Flöte spielte, sagte zu Quantz: „Der Junge bläst wirklich vorzüglich. Aber ich muß mich wundern, lieber Quantz, daß er mir diese Geläufigkeit im Passagenspiel nicht beibringen konnte." Quantz sagte darauf: „Majestät, der Junge ist auch anders ausgebildet worden, denn er hat außer mir noch einen Lehrmeister gehabt." „Noch einen anderen?" fragte erstaunt der König. „Jawohl, Majestät. Außer mir nämlich noch — das spanische Rohr."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 27:
„Trauermantel".

Richtige Lösungen gingen ein 41. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 83. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Willy Kruhm, Margarete Berger, R. Küpp, Elly Heinerdinger, J. Stove, Oskar Hanke, Helene Fischer, Irma Schicke, Elfriede Ebert, Aldo Grafenhorst, Gertrud Böge, Frau Richter, Frau Hagemann, Rosa Utescher, E. Würzburg, Franz Bandermann, Karl Schütze, Gustav Bierbrauer, Erich Gaus, K. Schauer, Geschwister Wegener, Paul Herbst, Wilhelm Siegmann, O. Ziegler, Paul Hilpert, Louis Matthiä, R. Stübler, Marg. Dörfler, Frau Krüger, Ernst Herm;

von auswärts: Oskar Dietrich, Wernigerode, Gotthold Weschke, Liebenwerda, O. Koch, Trebitz, H. Lehmann, Löbejün, L. Möhns, Ammendorf, Karl Gude, Leipzig, Frau M. Trümpler, Auerfurt, F. Heergeselle, Zörbig, Elisa Sträß, Bitterfeld, Wilh. Klitzsendorf, Ammendorf, Walter Ulrich, Wörmlitz.

Die Prämie: Heinrich Heine's „Buch der Lieder"
entfiel auf **Elisa Sträß**, Bitterfeld.

Rätsel.

Das Ganze bist du — ich fühl' es hier
Im Herzen mit quälender Liebespein.
Ach, warst du nur einmal das Erste mir —
Ich würde das Zweite für ewig sein.

Prämie: Novellen von Gabriele d'Annunzio.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Ab; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

V, der Spieler in Vorhand, gewinnt ein Großspiel auf folgende Karte, obwohl die übrigen Blatter von c und d alle in der einen Hand und die Winnelkarten von a und b in der anderen sitzen.

a, b, c, dB; cA, 9, 8; dA, 9, 8.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube. Picaue-Bube. Coeur-Bube. Carr.-Bube. Coeur-As. Coeur-Neun. Coeur-Acht. Carr.-As. Carr.-Neun. Carr.-Acht.

Im Skat lagen 8 Augen; M. hatte 2 Augen weniger in der Karte als H. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 22.

Kartenverteilung:
V. aA; b10, K, D, 9, 8, 7; d10, K, D.
M. a10; c10, K, D, 9, 8, 7; d9, 8, 7.
H. a, b, c, dB; aD, 9, 8, 7; bA; cA.
Skat: aK, dA.

Spiel:

1. V. b10, a10, bA (— 31) — 2. M. c10, cA, aA (— 32), die anderen Stiche gehören dem Spieler. Wird anders angespielt, so werden die Gegner schwarz. Die meisten Spieler würden allerdings im vorliegenden Falle, wo sie selbst sechs Grün haben, allemal riskieren, die Zehn anzuspielen. Daß M. Rot-Zehn nachsteckt, ist selbstverständlich nach dem Grundsatz: Gegen den Spieler lange Farbe.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Kutschbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 28 — Halle a. S., den 14. Juli — 1912

Mein Einbrecher.

Von **Gustav Hochstetter.**

Es half nichts — da stand er vor mir: ein baumlanger Kerl in meinem eigenen Schlafzimmer . . .

Als ich eben die Tür unverschlossen fand, dachte ich mir ja gleich, daß etwas nicht in Ordnung war. Zu dumm. Da hatte ich mich beim Wohnungmieten gefreut, in Paris für vier Wochen ein herrschaftlich möbliertes Zimmer mit direktem Treppeneingang zu finden — und das hat man nun davon. Ein Apache. In meinen eigenen vier Wänden.

Wenn ich eörlich sein soll: ich hatte mir schon lange mal so was gewünscht. Das ganze Leben lang jeden Abend vergeblich unter's Bett leuchten, das hat doch keinen Sinn. Also nun war er da. Einen Revolver hielt er auch in der Hand. Meine Sehnsucht war erfüllt. Aber so recht wohl war mir doch nicht dabei. Immerhin, ich nahm mich zusammen, ich beschloß, erstens keine Furcht zu haben und zweitens sie nicht zu zeigen. Den langen Kerl wollte ich schon klein kriegen, bändigen wollte ich ihn — trotzdem ich keine Waffe bei mir trug als die meines Geistes, dressieren wollte ich ihn — und durch meine Dressur der menschlichen Gemeinschaft diesen verlorenen Sohn zurückgeben. Blitzschnell tauchte mein ganzer Plan fix und fertig im Hirn auf. Ins Gewissen reden wollte ich dem baumlangen Kerl, bis er heulte, dann ihn trösten und aufrichten, endlich ihm mit Rat und Tat helfen, wieder ein ordentlicher Mensch zu werden, und vielleicht gar auf meine späteren Tage einen treuen, wahrhaftigen, dankbaren Freund an ihm haben. All diese Gedanken hatten sich mit Blitzesschnelle in meinem Hirn geordnet, und ich war im Geiste schon dabei, mein goldenes Freundschaftsjubiläum mit dem Gebesserten zu feiern, während er noch in all seiner Ungebessertheit mit dem geladenen Revolver vor mir stand.

Freilich hatte ich mir immer gedacht, meine schönen Reden an den zu bessernden Einbrecher einmal in Berlin auf gut deutsch in meiner eigenen Wohnung halten zu können, nicht in Paris in einem möblierten Zimmer. Aber immerhin — im Leben kommt ja alles ein wenig anders als man denkt. Nur, daß ich jetzt auch noch alles französisch sagen mußte, das verdoppelte die Schwierigkeit.

Ich begann meine Besserungsversuche mit einer ziemlich banalen Wendung. „Tun Sie mir nichts, mein Herr", sagte ich zu ihm, „ich tu' Ihnen auch nichts."

Er rief: „Zurück, oder ich schieße!" Nun, das war ja auch eine reichlich banale Antwort.

Jetzt wurde ich sachlicher. „Mein Herr", erörterte ich kühl, „wenn Sie nun wirklich schießen würden — was hätten Sie davon? Bilden Sie sich etwa ein, daß jeder Schuß trifft? Und wenn schon: im günstigsten Falle müssen Sie wegen Körperverletzung oder Totschlag zu und zu lange brummen. Legen Sie den Revolver beiseite, und lassen Sie uns zusammen reden wie zwei vernünftige Menschen."

Genau so wie ich mich — ohne es recht zu wissen — in meinem Innern schon jahrelang darauf vorbereitet hatte, einen etwaigen Einbrecher auf diese Art abzufertigen, genau so schien mein ungebetener Besucher sich die Behandlungsart für ungebetene Störenfriede festgelegt zu haben. Er blieb bei seinem „Zurück, oder ich schieße!" und wiederholte es so lange, bis ich mich vollkommen an diese Redensart gewöhnt hatte und sie keinerlei Eindruck mehr auf mich machte.

„Lassen Sie doch diese alberne Phrase!" fuhr ich ihn endlich an, „Sie sind ja in Wirklichkeit gar nicht so eigensinnig, wie Sie sich stellen."

„Zurück, oder ich schieße!" rief er zum dreizehntenmal und hielt den Revolver so dicht an mich heran, daß er meine linke Hüfte berührte. Damit hatte er nun einen direkten faut-pax begangen. An der linken Hüfte bin ich nämlich furchtbar kitzlig, also konnte ich ihn an dieser Stelle unmöglich mit dem Mordinstrument herumwirtschaften lassen; sonst wäre ich aus der Rolle gefallen und hätte furchtbar zu lachen anfangen müssen. Da er nun das kühle Instrument durchaus nicht wieder von meiner kitzligen Stelle wegnehmen wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als ihm den Revolver wegzunehmen. Wie ich seine Schutzwaffe schon längst in der rückwärtigen Hosentasche stecken hatte, sagte er zwar immer noch: „Zurück, oder ich schieße!" aber er sagte es doch schon in einem beträchtlich freundlicheren und zugänglicheren Ton.

„Also", kam ich auf meinen Grundgedanken zurück, „jetzt wollen wir miteinander reden wie zwei vernünftige Menschen. Und wenn Sie mir nun noch einmal mit alberuen Redensarten kommen, dann schieße — ich. Sind Sie bereit, mir Rede und Antwort zu stehen?"

„Zurück, oder ich schieße", hauchte er, setzte sich auf den Bettrand und blickte — so viel ich in dem Dreiviertelduukel aus seiner Kopfhaltung schließen konnte — gottergeben zu mir empor.

„Nun gut", fuhr ich fort. „Glauben Sie mir, ich durchschaue Sie ganz und gar. Ich kenne Sie so genau, wie ich mich selbst kenne. Und ich stelle Sie vor die Alternative: entweder Sie gehen gutwillig auf alles ein, was ich Ihnen vorschlage — oder ich übergebe Sie sofort der Polizei."

„Um Gotteswillen, nur das nicht", jammerte er und fiel mir zu Füßen, „da käme ja alles heraus, was ich auf dem Kerbholz habe!"

„Behalten Sie Platz!" ersuchte ich ihn und schob ihn auf den Bettrand zurück. „Bleiben Sie ruhig. Ich meine es ja gut mit Ihnen. Natürlich weiß ich, daß Sie heute nicht Ihre erste Schlechtigkeit begangen haben, aber sagen Sie mir einmal ganz genau: wie lange betreiben Sie schon Ihr entsetzliches Handwerk?"

„Seit drei Jahren", schluchzte er.

„Und wie oft sind Sie schon bestraft?"

„Noch nie. Es würde das erstemal sein. Erbarmen Sie sich. Haben Sie Gnade."

„Wenn Sie sich bessern wollen", erklärte ich mit schöner, edler Bestimmtheit, „will ich Sie gern auf den Pfad der Tugend zurückführen."

„Ach", wehklagte er, „wenn jemals ein Mensch so zu mir gesprochen hätte wie Sie — ich wäre schon längst nicht mehr, was ich jetzt bin. Es schaut ja nichts heraus bei der ganzen Dieberei. Was man sich an einem Tage zusammengegaunert hat, verpraßt man am nächsten Tag wieder in schmutziger Gesellschaft. Freilich, wenn man nie im Leben etwas gelernt hat!"

„Haben Sie denn gar nichts gelernt?"

„Ich war früher Kaufmann, Expedient in einem Engrosgeschäft."

„Kehren Sie zu Ihrer alten Beschäftigung zurück!"

„Ach, wer wird mich da jetzt nehmen wollen, wo ich für die letzten drei Jahre keine Zeugnisse beibringen kann?"

„Können Sie maschineschreiben und stenographieren?"

„Ja, das kann ich, von früher her."

„Heute nachmittag sagte mir ein guter Freund, daß er einen Sekretär suche. Wenn ich mich für Sie verbürge, gibt er Ihnen die Stelle; sie bringt 150 Franken monatlich."

„O Gott, o Gott", heulte er, „und in der letzten Zeit habe ich mich auf 2000 im Monat gestanden."

Jetzt wurde mir die Sache zu dumm. „Alle Wetter", schrie ich ihn an, „wollen Sie denn ewig von unredlich erworbenem Geld fremder Leute leben?"

„Fremder Leute?" wiederholte er kritisierend. „Fremde Leute kann man nicht sagen. Die meisten sind gute alte Stammkunden von mir."

Die Frechheit dieses Menschen überstieg alle Grenzen. Weil er bei denselben Leuten wiederholt einzubrechen pflegte, nannte er sie seine Stammkunden. Das ging mir über die Hutschnur. „Ihr

*) Von dem Berliner Humoristen Gustav Hochstetter ist im Verlage von Georg Müller, München und Leipzig, bereits in zweiter Auflage ein köstliches Buch prächtigsten Humors und ernsthafter Wahrheiten erschienen: Das Fläschchen der gnädigen Frau und Anderes, dem wir das amüsante Kapitel: Mein Einbrecher entnehmen. D. Red.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120714023/fragment/page=0001

Zynismus wird bald alle sein. Entweder Sie erklären mir noch in dieser Minute, daß Sie die Sekretärstelle annehmen, oder ich hole die Polizei."

„Ach", sagte er frech, „meinetwegen! Beweisen kann man mir ja doch nichts."

„So?" brüllte ich ihn an, „und das beweist gar nichts, daß Sie bei nachtschlafender Zeit hier mit Ihrem Revolver in meiner Wohnung sind?"

„Was?" brüllte er noch lauter, „ich mit meinem Revolver in Ihrer Wohnung? Sie sind mit Ihrem Revolver in meiner Wohnung! Jetzt hab' ich aber genug! Ich mache Licht! Ich rufe um Hilfe!"

Während er mit einem Streichholz eine Stearinkerze anzündete, konnte ich feststellen, daß das Zimmer wirklich nicht mein Zimmer war. Ich war im Dunkeln eine Etage zu tief oder zu hoch geraten. Der Mann, den ich für einen Einbrecher gehalten hatte, befand sich vermutlich durchaus rechtmäßig in seiner eigenen Wohnung. Und er, der meine Vorwürfe zuerst so zerknirscht entgegengenommen hatte, sah jetzt mich höchst vorwurfsvoll an. „Was wollen Sie denn überhaupt hier oben?" brummte er endlich, „Sie sind ja der neue Mieter von eine Treppe tiefer!"

„Entschuldigen Sie", stotterte ich, „Sie sind also kein Einbrecher?"

„Durchaus nicht", entgegnete er mit echt französischer Höflichkeit, „ich habe die Ehre, das kleine Bankgeschäft zu betreiben, das sich im Erdgeschoß dieses Hauses befindet."

„Und da haben Sie alle diese Grobheiten von mir so ruhig eingesteckt?"

„Mein Gott, wissen Sie", meinte er verlegen, „ich besorge oft Spekulationsgeschäfte für kleine Leute, die nicht viel davon verstehen . . . ich dachte, Sie wollten daraus hinaus . . . mein Gott, man hat manches Mal seine weichen Augenblicke, wo man wohlgemeintem Zuspruch zugänglicher ist . . . aber", — jetzt hatte er seine volle Sicherheit wiedergefunden — „aber Sie können sich fest darauf verlassen, mein Herr, in meinem Bureau geht alles auf das reellste zu, und wenn der Herr selbst einmal Pariser Börsenaufträge zu vergeben haben —"

„— werde ich mich an niemand anders wenden als an Sie!" entgegnete ich mit einer hochachtungsvollen Verbeugung; und machte, daß ich die Treppe hinunter kam.

Bienenkathrin.

Skizze von **Käthe Damm.**

„Wohin wollt Ihr denn fahren?" rief der Gast des Herrenhauses zu Weberndorf den beiden Nichten und dem Neffen zu, die im Begriff waren, den leichten Ponywagen zu besteigen.

„Zur Bienenkathrin — Onkel Friedrich — komm doch mit," schrie Lonny, die fünfzehnjährige, hinauf, „hier ist doch Platz, den zweiten Honigtopf kannst Du halten."

„Ich werd' mich schön bedanken, aber mitkommen möchte ich wohl, wenn die Bienenkathrin nicht gar zu garstig ist."

„Warum soll denn die Bienenkathrin garstig sein?" fragte Hellmut und schnippte mit der Peitsche. Der Oheim, der der Bruder der Herrin von Weberndorf war, war indessen vor die Haustür getreten, und man verstaute sich, so gut es ging, in dem kleinen Korbwagen.

„Grüßt Kathrin", rief die Hausfrau. Regierungsrat Friedrich Hörsing lächelte sein spöttisches Lächeln, das er öfter hatte.

Was sie für Umstände mit solcher alten Bienenwirtin machen, dachte er bei sich und fragte dann: „Habt Ihr denn keine Bienen, daß Ihr Honig kauft?"

„Doch, Onkel Friedrich, aber dieses Jahr war die Ernte nicht besonders und der Kathrin ihr Honig ist viel besser, sie hat schon den ganzen Garten danach eingerichtet, ihr Honig ist weit und breit berühmt."

„So, so, na, es ist ja schön, wenn solch ein altes Frauchen auch noch einen nützlichen Beruf und einen Lebenszweck hat, es fällt dann doch der Armenpflege nicht vorzeitig zur Last", bemerkte er wohlgefällig, denn in den Mußestunden, die ihm sein Dienst ließ, beschäftigte sich Friedrich Hörsing mit der sozialen Frage.

„Altes Frauchen ist gut!" sagte Helmut, und Else wollte eben den Mund zu einer Entgegnung öffnen, da stieß die Schwester sie an, indem sie leise sagte: „Na, der wird ja Augen machen!"

Allerdings, der Regierungsrat machte große Augen, als Helmut nach einer kleinen Weile sagte: „Da ist der Bienenhof."

Inmitten eines entzückenden, wohlgehaltenen Gartens mit reichem Baumbestand und bunter Blumenpracht erhob sich ein kleines, weißes, schmuckes Häuschen mit grünen Fensterläden, und aus der großen Jelänger-Jelieber-Laube kam eine schlanke jugendliche Gestalt im grauen schlichten Sommerkleid, auf dem blonden, reichen Haar einen blauen Leinenhut in Helgoländer Form, mit eisigen Schritten bis zum Gattertor, vor dem die Ponys von selbst stillstanden. „Guten Tag, liebe Kinder, guten Tag, Helmut — ach so, erst die Töpfe."

Mit kräftiger Bewegung stellte sie die Töpfe zur Erde, die ein junges Dienstmädchen ins Haus trug.

Friedrich Hörsing wünschte sich mit einem Male weit fort — all seine weltmännische Gewandtheit und Sicherheit verließ ihn der „Bienenkathrin" gegenüber, und auch in die großen grauen Augen der Bienenwirtin trat ein überraschter staunender Ausdruck. Helmut hatte sich auf die Notwendigkeit des Vorstellens besonnen: „Mein Oheim, Regierungsrat Dr. Hörsing", sagte er.

Lonny und Else waren schon in den Garten gelaufen, es war ihnen hier bekanntes Terrain. Hörsing zögerte noch, ob er Helmut als Kutscher vertreten sollte; aber der hing die Leine um den Gatterpfahl und deckte seelenruhig die Ponys zu.

„Nu steig' mal ab, Onkel Friedrich, oder willst Du hier einsam die Pferde beaufsichtigen?"

„Ich bitte, trinken Sie auch eine Tasse Kaffee bei mir," sagte eine klangvolle Frauenstimme, und wie unter einem Zwange folgte Hörsing den Vorangehenden in die Laube.

Was wird sie sagen? Wie ist das nur möglich? Mußte er Katharina Wildenau, seiner einstigen Verlobten, der er als neugebackener Referendar ewige Treue geschworen — um sie ihr zu brechen, als ihre Eltern verarmten und starben, hier wiedersehen? Aber ging es damals an, daß er sie heiratete? Ihre Armut war vielleicht noch nicht das Schlimmste, aber so ganz ohne Konnexionen konnte er nicht auf eine glänzende Karriere rechnen, die sein Ehrgeiz war. Da blieb er lieber unvermählt als Assessor zuerst und dann als Regierungsrat, doch der verhätschelte Gesellschaftsmensch, der Abgott aller Mütter mit heiratsfähigen Töchtern und der überreifen jungen Damen, deren Herz sich weniger nach Liebe als ihr Verstand nach einer „Stellung" sehnte. Aber man wird der Abgötterei auch leicht überdrüssig, und wenn man über vierzig Jahre alt ist und kurz vor dem Geheimen steht, dann erfaßt einen ein Gefühl, das der sogenannten Toresschlußpanik verzweifelt ähnlich sieht. Und so stand Friedrich Hörsing im Begriff, sich mit der Schwester des Geheimen vortragenden Rats seines Ministeriums zu verloben.

„Willst Du nicht Kathrins Bienenstöcke sehen, Onkel Friedrich?" unterbrach Lonny seine rückschauenden Gedanken.

„Ja, wenn — wenn es Fräulein Wildenau erlaubt."

„Woher weißt Du, daß Kathrin Wildenau heißt?" fragte Helmut aufmerksam, bekam aber keine Antwort.

Hinter dem Hause standen die Bienenhäuser, einfache Körbe und neueste Häuser mit Glaskästen. Er fühlte sich bewogen, diese kostbare Einrichtung zu bewundern, und sprach es zu Kathrin aus, die ruhig erklärend, seine Fragen beantwortete. Dazwischen allerdings überfiel ihn leiser Groll. Wie kam sie dazu, ihn so zu behandeln, als hätte sie ihn nie gesehen?

„Seit wann interessieren Sie sich für Bienen?" fragte er, und in seiner Betonung lag deutlich der Hinweis darauf, daß sie sich kannten.

„Schon immer sind sie mir interessant gewesen, in der Kleinstadt, wo ich aufwuchs, gab es zahlreiche kleinere Bienenstände, und dazu kamen die mancherlei Legenden und Sagen über ihr Staatswesen, ihre Klugheit, ihren Fleiß. Als meine Eltern starben und ich darauf angewiesen war, mit sehr knappen Mitteln mir ein Leben zu bauen, pachtete ich hier dieses Häuschen und fing mit ein paar Stöcken an. Jetzt ist das Grundstück mein, und ich habe so viel zu tun, daß ich gerade gut fertig werde mit Hilfe von drei Dienstboten, einem Ehepaar für den Garten und den Hof, einem Mädchen fürs Haus und zu meiner Hilfe beim Honig. Dazu kommt dann noch für mich die Buchführung."

„Und es stört Sie nicht, daß Sie offiziell in der Gegend die „Bienenkathrin" heißen?"

„Im Gegenteil, Herr Regierungsrat, ich bin stolz darauf."

Die Blicke der beiden Menschen, die sich einst so nah gestanden hatten und jetzt durch eine Welt von verschiedenen Interessen, verschiedener Lebensstellung, verschiedenen Wünschen und Erfolgen getrennt waren, begegneten sich, in Katharinas großen, klugen, grauen Augen stand ein eigenes glückliches Leuchten. Das paßte schlecht in das Bild, das Friedrich in seinem Wahn, sie traure ihm jetzt, nach fünfzehn Jahren, noch haltlos nach, von ihr gemacht hatte.

„Also fühlen Sie sich glücklich in dieser, sagen wir Kleinarbeit. Meist suchen die modernen Frauen ihre Arbeit auf anderen Gebieten, in Kunst und Wissenschaft."

Kathrine lächelte unmerklich: „Auch Kleinarbeit kann großes Glück geben, und bei der Arbeit in der Natur, bei Blumen und Bienen, so gut Werke des ewigen Gottes, wie Künste und Wissenschaften, läßt sich besonders gut sinnen-denken, selbst philosophieren. — man stellt kein philosophisches System auf — aber man ist eben glücklich."

„Aber Sie haben keinen für Sie passenden Verkehr."

„Das wurde mir auch erst schwer, während der ersten Jahre meines Hierseins war kein Besitzer auf Weberndorf, es wurde von einem andern Gute aus bewirtschaftet, seit aber Ihr Herr Schwager es im vergangenen Jahre kaufte, sind wir bald gute Nachbarn und Freunde geworden — außerdem — es ließ sich auch mit den Kleinbesitzern und Bauernfrauen des Dorfes, zu dem mein Grundstück gehört, ein gutes, kluges Wort reden."

Friedrich Hörsing, der sonst nicht viel von Märchen hielt, wurde es ganz märchenhaft zu Sinne. Da saß er am blütenweiß gedeckten Tisch bei Kaffee und Honigbrot dem Mädchen gegenüber, das er vor fünfzehn Jahren leichten Herzens aufgegeben hatte, weil er die „Sache" doch etwas übereilt fand, und nun, mit einem Male überkam ihn — mitten in dieser Märchenstimmung — der Gedanke, daß er da ein wahres und echtes Glück achtlos geopfert hatte.

Und sie war glücklich geworden! Eine stolze Frau mit dem Mut zur Arbeit und zur Wahrheit, auf der Sonnenhöhe des Lebens mit ihren fünfunddreißig Jahren — eine Königin in ihrem kleinen Reich der Blumen und Bienen.

Else, Lonny und Helmut waren längst fortgelaufen zu Liese, die in dem eigens für diesen Zweck angebauten, hellen, blitzsauberen Raum den Honig einfüllte.

„Komisch, was die sich alles erzählen," sagte Else bedächtig.

Helmut mahnte zum Aufbruch: „Mutter wartet —"

Als Kathrin ihre Gäste über den breiten Mittelsteig des Gartens zum Wagen geleitete, hing sich Lonny an ihren Arm:

„Kathrin, hören Sie mal, Onkel Friedrich hat, als wir ihn aufforderten, mit hinzufahren, gefragt, ob die Bienenkathrin sehr garstig aussieht, und dann hat er gemeint, es sei gut, wenn alte Frauchen sich noch so nützlich machten."

Friedrich sah ärgerlich auf sein schwatzhaftes Nichtchen, und ein fragender Blick streifte Kathrins ruhige Züge, die jetzt, wo sie den Hut abgenommen hatte, vom leichtgewellten blonden Haar gekrönt wurden, das in dem Schein der sinkenden Sonne leuchtete. Das Bild seiner zukünftigen Braut, der dunklen pikanten Schönheit, stand plötzlich neben ihr.

„Ja," triumphierte Else, „und wir haben nicht verraten, daß Sie eine junge Dame sind, wir dachten uns — der wird ja Augen machen, na, die hat er ja auch gemacht!"

Zum ersten Mal, seit sie sich wiedersahen, vermied es Kathrin, Friedrich Hörsing anzusehen, dann verabschiedete sie sich von ihren Gästen — nach einem kurzen Augenblick der Ueberlegung reichte sie auch dem Regierungsrat die Hand, er fühlte die lebenswarme, kräftige Hand in der seinen — da beugte er sich und drückte einen Kuß darauf. Sie entzog sie ihm schnell — glücklicherweise hatten die Kinder nichts gesehen — Onkel Friedrich, der fast Geheime, der Bienenkathrin die Hand küssend, unmöglich — — —

Helmut ergriff die Zügel — die Ponys zogen an — Hörsing sah noch einmal tief den Hut. Kathrin legte die Hand über die Augen — die rotglühende Abendsonne blendete sie — dann wandte sie sich um — vor ihr im Abenddämmer, das leise vom Osten heraufzog, während der Westen noch im Licht der sinkenden Sonne glühte, lag ihr Heim, ihr Glück — ihre Arbeit, ihr Trost, mit dem sie langes Leid überwunden hatte, und auch ihrer Zukunft Glück.

Dann schritt sie mit stolz erhobenem Haupt über die Schwelle ihres Hauses.

Der Regierungsrat fand in seinem Zimmer einen Brief seines zukünftigen Schwagers vor — Thekla von Osserfeld erwartete seine Werbung und nahm sie an. Gestern wäre ihm das noch als unsagbares Glück erschienen. Wenn er sie nur nicht wiedergesehen hätte, die einst Verlassene — die „Bienenkathrin" . . .

Hitzschlag und Blitzgefahr.

Von Dr. K. Walfeld.

In jedem Sommer sind nennenswerte Verluste an Menschenleben durch Hitzschlag oder Blitzgefahr zu verzeichnen. Leider hat die moderne Forschung in Tatsache fehlen müssen, daß die Blitzgefahr in allen Kulturländern von Jahr zu Jahr zunimmt, weil nämlich die Gewitter häufiger auftreten und so die Menschen zahlreicher vom Blitz getroffen und getötet werden. Diese Vermehrung der Blitzgefahr im Vergleich zu früheren Zeiten hat mancherlei Gründe, von denen die hauptsächlichsten folgende drei sind. Erstens die zunehmende Dichtigkeit der Bevölkerung, zweitens übergroße Ausrottung von Wäldern und drittens die Trockenlegung von weiten Strecken großer Seen, Sümpfen und Mooren.

Wasser und Feuchtigkeit sind nämlich vorzügliche Blitzableiter, sie verteilen die elektrische Spannung der Luft in langsamer Weise und verringern so die heftige Entladung und die Blitzgefahr. Auch der Wald mit seinen unzähligen Baumspitzen verteilt langsam die elektrischen Spannungen. Ferner dienen als Blitzableiter große, hohe und rauchende Schornsteine und Essen, während dagegen einzelne hochstehende Gebäude und Bäume die Blitzgefahr steigern. Auch Windmühlen, die ja meist isoliert stehen, werden verhältnismäßig häufig vom Blitz getroffen.

In bezug auf die Bäume hat man die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß manche Bäume vor anderen den Vorzug haben, vom Blitz gar nicht oder doch weit seltener getroffen zu werden. Zu diesen bevorzugten Bäumen gehören die Linde, die Buche und der Nußbaum. So wird beispielsweise die Eiche zehnmal mehr vom Blitz getroffen als die eben genannten Bäume. Zwischen diesen beiden stehen die Nadelhölzer wie Fichte, Föhre und Tanne. Die Wissenschaft erklärt sich diese verschiedene Eigenschaft aus dem Mehr- oder Mindergehalt an Oel. Oelarm und daher dem Blitzstrahl besonders ausgesetzt sind die Eiche, Eiche, Pappel, Ulme und Weide. Oelreich dagegen sind Buche, Linde und Nußbaum, sie werden am seltensten vom Blitz getroffen.

Warum der eine Blitzstrahl zündet und der andere nicht, warum der Blitzstrahl tötet, ohne daß man irgendeine Verletzung bemerkt, während er andere Getroffene gänzlich verbrennt, diese Fragen sind der Wissenschaft auch heute noch ein Rätsel.

Wird man auf freiem Felde vom Gewitter überrascht, so stelle man sich nicht unter einen alleinstehenden Baum, auch suche man nicht durch schnelles Laufen dem Unwetter zu entgehen, denn der Luftzug und die starke Hautausdünstung ziehen den Blitz an. Lieber lasse man sich ruhig naß regnen, was ja an warmen Sommertagen gesundheitlich nicht gefährlich ist.

Wer ängstlich ist, achte stets auf die Entfernung des Gewitters. Die Entfernung des Blitzes vom Zuschauer läßt sich leicht feststellen, indem man die Zeit zwischen dem Erscheinen des Blitzes und dem Beginn des Donners nach einer Sekundenuhr zählt und mit der Schallgeschwindigkeit, ½ Kilometer in der Sekunde, multipliziert. Kann man z. B. vom Aufflammen des Blitzes bis zum Vernehmen des Donners bis sechs zählen, so ist das Gewitter und damit auch die Blitzgefahr noch 2 Kilometer vom Zähler entfernt.

Die Unglücksfälle durch Blitzschlag sind weit seltener als die durch Hitzschlag. Wenn sengende Sonnenstrahlen auf den Kopf von Mensch oder Tier zu lange einwirken, so entsteht ein Reizzustand des Gehirns, und zwar durch Blutüberfüllung. Man unterscheidet eine akute und eine chronische Form des Hitzschlages oder, wie das Volk sagt, des Sonnenstiches.

Bei der akuten Form stürzt Mensch oder Tier plötzlich nieder, der Atem ist beschleunigt, das Schlucken fällt schwer, es tritt Bewußtlosigkeit ein, die meistens tödlich verläuft.

Die chronische Form tötet den Menschen zwar nicht, aber sie macht ihn krank, verursacht Kopfschmerzen und Fieberanfälle. In den tropischen Ländern behandelt und heilt man diese chronische Form durch ein Brechmittel, dem man ein rasch wirkendes Abführmittel folgen läßt. In unserem Klima aber helfen meist schon absolute Ruhe des Patienten und kalte Umschläge auf den Kopf.

Bei einem akuten Sonnenstich muß die getroffene Person sofort aus dem Sonnenschein entfernt werden, die Kleider muß man lüften und so lange kaltes Wasser über Kopf und Schultern des Patienten gießen, als noch Hitze vorhanden ist.

Sobald die nötige Körperabkühlung eingetreten ist, reibe man den Körper mit Franzbranntwein oder mit warmem Wasser, um so die Hautausdünstung zu befördern und die Entzündung vom Gehirn abzuleiten. Auch sind schnell wirkende Abführmittel angebracht, die aber nur der Arzt verordnen darf.

Bis vor wenigen Jahrzehnten glaubte man, daß der Sonnenstich allein von der Einwirkung der sengenden Sonnenstrahlen bewirkt werde, heute aber weiß man es ganz bestimmt, daß in unserem gemäßigten Klima die Einwirkung der Sonnenstrahlen allein nicht hinreicht, um den Sonnenstich hervorzurufen, sondern daß die Gefahr erst dann eintritt, wenn Menschen an heißen Tagen große Strapazen erleiden und dabei wegen ungenügender Aufnahme von Getränken nicht gehörig schwitzen. Ein in Indien wohnender und dort sehr angesehener Arzt schreibt in seinem englischen Buch, daß die Hitze allein nicht die Ursache des Sonnenstiches sei, da doch die indischen Arbeiter, die in Fabriken viele Stunden hintereinander bei sehr hohen Temperaturen arbeiten müssen, nicht von solchen Zufällen zu leiden haben. Derselbe englische Arzt sagt ferner, daß beim Sonnenstich die sogenannten chemisch wirkenden Lichtstrahlen einen Grund mit bilden müssen. Gerade wie die lichtempfindlichen photographischen Platten bei Beleuchtung mit gelbem Licht ziemlich unverändert bleiben, so will man in Indien die entsprechende Erfahrung gemacht haben, daß Personen in gelber Kleidung und Kopfbedeckung selbst bei der größten Hitze vom Sonnenstich verschont blieben. Daraus erhellt, daß die in Asien üblichen Anzüge aus gelben Nanking-Baumwollenstoffen instinktmäßig als die besten Bekleidungsstücke und Schutzmittel herausgefunden worden sind. Die ärmeren Bewohner der heißen Zone, welche sich entsprechende Kleidungsstück nicht leisten können, schützen sich vor dem Sonnenstich durch feuchte Kopfbedeckungen, die stets naß erhalten werden, um durch Verdunstung des Wassers eine genügende Abkühlung zu erzielen. Auch gilt das Trinken von frischem Wasser, welches mit Zitronensäure versetzt wurde, als ein vorzügliches Vorbeugungsmittel.

Muß man in unserem Klima durch die Sonnenglut gehen, so ist ein breitrandiger, weißer oder gelber Strohhut ein gutes Schutzmittel. Fehlt der genügend breite Rand, der auch das Genick beschattet, so kann man ein weißes Taschentuch so unter dem Hut befestigen, daß es auf Hals und Nacken fällt. Wem es möglich ist, der meide in den wärmsten Tagesstunden die Sonnenstrahlen. Selbst der abgehärtete Feldarbeiter sollte in der Zeit von 12 bis 4 Uhr an sehr warmen Tagen den Schatten aufsuchen und eine Ruhepause machen. Die verlorene Zeit kann am besten dadurch wieder eingeholt werden, daß man mit der Arbeit schon früh beginnt und durch den Mittagsschlaf die entgangene Nachtruhe ersetzt. An sehr heißen Tagen muß man darauf achten, daß die Personen, welche im Freien Arbeiten verrichten sollen, sich in ihrer Körperdisposition normal befinden. Es ist erwiesen, daß schlechtes Schlafen, ein vorherbener oder überladener Magen das Eintreten eines Hitzschlages befördern. Je heller und leichter man gekleidet ist, desto weniger ist man der Gefahr eines Sonnenstiches ausgesetzt. Ein frischer Luftzug oder Wind ist stets gesund, er massiert angenehm die Haut und befördert die Hautausdünstung, wodurch Abkühlung hervorgerufen wird. Frisches Wasser kann man trinken, so viel man will, dagegen sind Spirituosen in jeder Form zu meiden. Hat man einen längeren Marsch vor, auf dem es vielleicht an Trinkgelegenheit mangelt, so nehme man kalten, dünnen Kaffee oder Tee mit auf die Wanderung. Im übrigen gewöhnt sich der Mensch an alles, auch an Hitze. Es liegt heute ein ausgedehntes Beobachtungs-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120714023/fragment/page=0002